

Stern der Neger.

Katholische Missionszeitschrift
der Söhne des heiligsten Herzens Jesu.
(Organ des Marien-Vereins für Afrika)

Dient vornehmlich der Unterstützung und Ausbreitung der Missionstätigkeit der Söhne des heiligsten Herzens Jesu und sucht Verständnis und werktätige Liebe des Missionswerkes in Wort und Schrift zu fördern.

Das Arbeitsfeld dieser Missionäre ist der Sudan (Zentral-Afrika).

Der „Stern der Neger“ erscheint monatlich und wird vom Missionshaus Milland bei Brixen (Südtirol) herausgegeben.

Abonnementspreis ganzjährig mit Postversendung 2 K — 2 Mk. — 3 Frc.

Der Heilige Vater Paps Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den apostolischen Segen erteilt. Für die Wohltäter werden wöchentlich zwei heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Brünn, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Trient, Triest und Wien.

Heft 7.

Juli 1914.

XVII. Jahrg.

Stand des apostolischen Vikariats Khartoum im Jahre 1913.

(Schluß.)

In Khartoum bestehen von der neuen Kirche erst die Fundamente. Für den Stand unserer Religion ist es schon ein Nachteil, daß wir von allen Bekenntnissen die letzten sind, die es in der Hauptstadt zu einer Kirche bringen. Über die Dringlichkeit des Baues werde ich Ihnen noch gesondert schreiben.

In den drei letztgenannten Stationen widmeten sich die Schwestern der Behandlung der Kranken, deren über 70.000 ihre Hilfe in Anspruch nahmen.

Die große Mehrzahl der Katholiken besteht aus Eingewanderten aus Europa, Syrien und Ägypten. Der Erwerb hat sie hieher geführt. Die einen erkämpfen sich kaum das tägliche Brot, die andern kommen bei gutem Verdienst und großen Ausgaben auf keinen grünen Zweig. Schon

dieser Kampf um das Dasein ist der Religion ungünstig. Noch mehr ist es die Umgebung, in der sie leben. Selbst keine einheitliche Kirchengemeinde bildend, sondern in verschiedene Nationalitäten und Riten geteilt, sind sie als katholische Minderheit unter einer großen Überzahl von Nichtkatholiken und Mohammedanern zerstreut. Anstatt des anregenden Beispiels einer geschlossenen Christengemeinde haben sie den Indifferentismus zahlreicher Religionsgenossen und die ablehnende Haltung der Anders- und Ungläubigen vor Augen.

Welche Jugend aus und in solchen Verhältnissen und ohne anderweitiges Zutun heranwächst, läßt sich denken. Wie solchem Unheil abhelfen? Die Kinder zum Religionsunterrichte sammeln! Das wäre nur mit Beihilfe der Eltern möglich. Aber de-

ren Verständnis für religiöse Bedürfnisse ist zu gering, als daß sie ihre Kinder zu etwas anhielten, woraus sie keinen praktischen Nutzen für ihr irdisches Fortkommen ersehen.

Da gibt es nur ein wirksames Mittel, und das ist die Schule. Auch die religiös gleichgültigsten Eltern verstehen ihren Nutzen und wünschen ihre kleinen Kinder tagsüber loszuwerden und ihren älteren durch entsprechende Schulbildung leichteres und besseres Brot zu verschaffen, als sie sich verdienen müssen.

In den Schulen der Regierung wird mohammedanische Religion gelehrt. Daher haben die Griechen und die Kopten ihre eigenen Schulen errichtet. Daneben bestehen die Schulen der Anglikaner und der amerikanischen Presbyterianer.

Auch wir müssen unsere Missions-
schulen haben. Ohne sie würde unsere Jugend religionslos oder akatholisch werden. Die Zukunft des Katholizismus im ungeheuren Gebiete des mohammedanischen Sudan beruht in allererster Stelle auf unseren Schulen. Ohne sie ist eine erfolgreiche Seelsorge undenkbar, und sie sind der wichtigste Teil derselben.

Wenn es einst in der schullosen Zeit kaum ein Kind gab, welches das Kreuzzeichen gewußt hätte, so findet sich heute nach zehn Jahren kaum eines, das es nicht wüßte, und an 40 Kinder gehen hier in Khartoum allsonntäglich und andere häufig auch in der Woche zur heiligen Kommunion. Das spricht mehr als alles für den seelsorglichen Wert der Schulen.

Die hiesige Schule hat außer einem geprüften englischen Lehrer noch sechs eingeborene Hilfslehrer aus Ägypten und Syrien, abgesehen von zwei Priestern, welche den Religionsunterricht erteilen. In Anbetracht der Armut der Eltern und der erwähnten Konkurrenz kann die Schule ihren Zweck nur dann erreichen, wenn sie

billig und vielfach kostenlos ist. Und da ist jeder Heller so gut angewendet, daß ich kaum eine bessere Verwendung wüßte.

Zu einer Schule braucht es Lehrer und zu einer katholischen Missions-
schule katholische Lehrer. Diese werden erzogen im Lehrerseminar, das mit der Schule verbunden ist. Es werden talentierte Knaben aufgenommen und ganz unentgeltlich erzogen und unterrichtet, um dann der Mission als Lehrer gegen Entgelt zu dienen. Aus dem Seminar, das von Assuan nach Khartoum verlegt wurde, sind bisher sechs Hilfslehrer hervorgegangen und zehn Zöglinge werden gegenwärtig zu solchen herangebildet. Sie müssen jung aufgenommen und ganz auf unsere Kosten erhalten werden. Ein solcher Lehrerzögling kostet jährlich 400 Kronen, seine siebenjährige Ausbildung somit 2800 Kronen.

Es gibt im Sudan eine bedeutende Anzahl katholischer Kinder, deren beide oder eines der Eltern gestorben sind, dann Kinder völlig unbemittelter Eltern und endlich andere, Mulatten, welche aus Verbindungen Weißer mit Einheimischen hervorgegangen sind. Diese Kinder wachsen entweder zu Wildlingen heran oder fallen Andersgläubigen in die Hände. Die Mulatten bleiben der meistens mohammedanischen Mutter überlassen. Ohne eine geregelte Vor-
sorge gehen alle die genannten Kinder unserer Religion verloren.

Da ist ein Feld großer Missionstätigkeit. Wären gut bemittelte und gut gesinnte Eltern hier, so könnte man diese Kinder dort unterbringen. Aber solche Familien sind kaum zu finden; entweder sind die gutchristlichen selbst arm oder die wohlhabenden glaubenskalt. Was tun? Sei es für Knaben und Mädchen sind da wahre Rettungsanstalten.

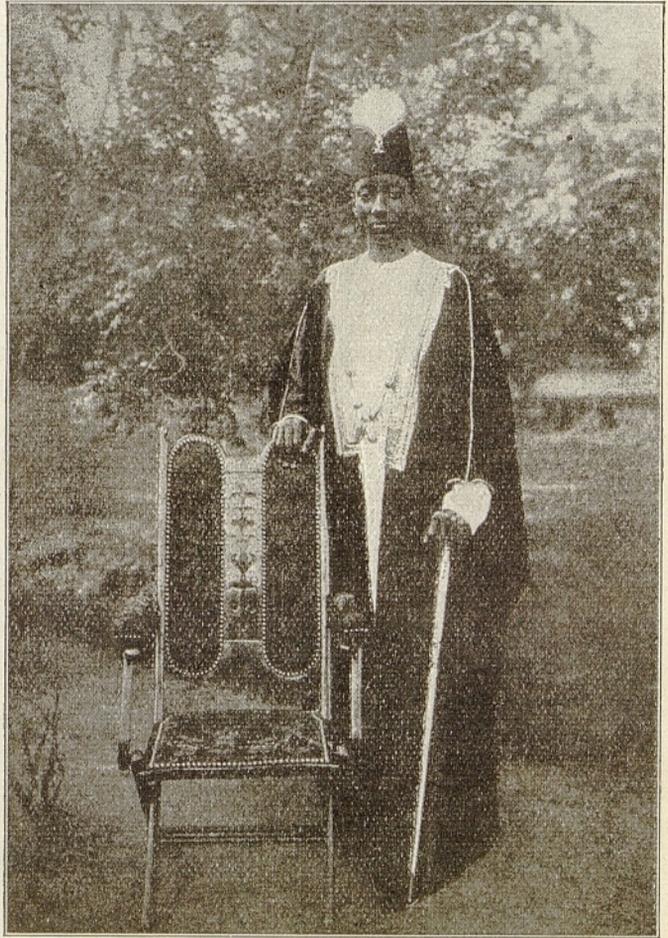
Mit der Knabenschule zu Khartoum ist ein Knabenheim verbunden, das aber

mit 25 Zöglingen schon überfüllt ist. Im elenden Schwesternhaus zu Omdurman sind zwölf Mädchen in einer Lehnhütte untergebracht. Es gibt im ganzen nördlichen Sudan, der größer ist als ganz Österreich, Knaben und Mädchen, die ganz verlassen sind. Man bietet uns diese Kinder an, wir würden sie gerne aufnehmen. Aber!

Der jährliche Unterhalt eines Kindes kostet 350 Kronen. Die vollständige Erziehung eines Knaben bis zur Erwerbsfähigkeit kostet 2000 Kronen.

Ein Teil der Knaben muß ein Handwerk erwählen. Es besteht daher eine Schreinerei, in welcher die Jungen dieses Handwerk lernen. Eine kleine Druckerei mit einem deutschen Drucker wurde eben in Betrieb gesetzt. Eine Schmiede, zwar noch in einer Lehmwerkstätte, wartet auf den Meister. Eine Schuhmacherei in einer Pförtnerwerkstätte sollte noch vervollkommen werden. Mit etwas Geld könnten diese Werkstätten leistungsfähig gemacht werden. Sie wären sowohl finanziell nützlich, als auch eine herrliche Vervollständigung des Erziehungsgedankens der Schule. Ausbildung und Erziehung braver Handwerker wäre gerade hier, wo die Arbeit nicht besonders in Achtung steht, eine Kulturtat. In der Hebung des Arbeiterstandes liegt einer der größten Werte des Christentums. Gelingt es der Mission, fleißige und strebsame Arbeiter heranzubilden, so legitimiert sie sich dadurch als christliche Kulturträgerin.

An den größeren Orten der Wanderseelsorge wäre eine Schule am Platze. Die Katholiken von El Obeid erbat sich in einer schriftlichen Eingabe eine Missionschule



Daudi Dida II., König von Uganda (in Staatstracht).

für ihre Kinder, die sonst die mohammedanische Regierungsschule besuchen müßten. Die Regierung wies uns ein Grundstück von 7000 Quadratmetern an. Die Einrichtung einer solchen Schule kostet etwa 2000 Kronen und der jährliche Unterricht ebensoviel. Solcher Diasporaschulen wären augenblicklich vier notwendig.

In Khartoum North oder Halfaya wurde eine Prokur der apostolischen Präfektur Bahr el Ghazal errichtet.

Schließlich noch ein Wort über die Wanderseelsorge im Sudan. Der englisch-ägyptische Sudan besitzt einen Flächeninhalt von 2,548.000 Quadratkilometern. Von den 14 Provinzen haben jene von Berber, Blauer Nil, Dongola, Galsa, Khartoum, Nordofan, Kotes Meer, Sennar und Weißer Nil mohammedanische Bevölkerung. In diesem weiten Gebiete von 1,560.000 Quadratkilometern leben rund 2000 eingewanderte Katholiken zerstreut, zum Großteil Orientalen vom melchitischen, maronitischen, syrischen, armenischen, koptischen und chaldäischen Ritus und Lateiner aus England, Österreich, Deutschland, Italien, Malta, Ägypten und der Levante. Für die Melchiten wirkt in Omdurman ein Priester ihres Ritus mit provisorischer Kapelle. Dazu kommen etwa 100 katholische Neger. Die Zahl der Katholiken an den einzelnen Orten wechselt häufig. Augenblicklich zählen Khartoum 500 eingewanderte Katholiken, Omdurman 340, El Dheid 132, Rahud 87, Atbara 86, Galsa 84, Port Sudan 68, Schendi 54, Kassala 47, Wad Medani 32, Dueim 31, Kosti 28, Berber 27 und Damer 25, während Abu Hamed, Rareima, Argo, Merowi, Gebeit, Singa, Sennar, Kawa, Gos Abu Goma, Bara und El Ddeya unter 20 Seelen zählen. Wie überwältigend die Überzahl der Mohammedaner ist, erhellt aus folgenden Angaben: Khartoum mit den Vororten 60.000 Mohammedaner, Omdurman 43.000, Wad Medani 20.000, El Dheid 18.000, Dueim 13.000, Atbara 5200 und Rahud 5000. Die Entfernungen der Orte von einander sind ganz ungeheure, oft mehrere hundert, ja selbst tausend Kilometer.

Diese weite Diaspora wird durch Wanderseelsorge pastoriert. Mit der Eisenbahn

oder zu Schiff und in wochenlangen Reisen zu Kamel oder Esel durchzieht der Missionär dieses Gebiet und besucht ein- oder mehrmals jährlich die einzelnen Orte.

Dieselbst wartet seiner eine vielgestaltige Arbeit. Die ersten Tage verbringt er mit Besuchen in jeder einzelnen Familie oder der einzelfstehenden Kaufleute in deren Läden. Da lernt er die Bedürfnisse aller kennen. Die Guten kommen von selbst und gleich anfangs zum Empfang der heiligen Sakramente. Die Launen und Sünder müssen mit Geduld und Hingebung erst vorbereitet werden. Da sind Streitigkeiten zu schlichten und Feindschaften auszuföhnen, eheliche Zwistigkeiten beizulegen, unbotmäßige Söhne zum Gehorsam gegen die Eltern zu bringen, Ärgernisse zu beseitigen, Glaubenszweifel zu lösen und abergläubische Gebräuche auszumerzen. Dann müssen Wucherer zurechtgewiesen, pflichtvergeßene Eltern ermahnt, Gewohnheits- und Gelegenheitsjünder bekehrt werden. Kinder und nicht selten Erwachsene müssen auf die Beichte und auf die Kommunion vorbereitet werden. Verlassene und gefährdete Kinder müssen gerettet und in unsere Kinderheime befördert werden. Armen und Arbeitslosen muß augenblicklich Unterstützung und Hilfe oder Erwerb für die Zukunft verschafft werden. Der Priester muß allen alles werden, Seelsorger, Berater, Arbeitsvermittler, Schiedsrichter. Den ganzen Tag läuft er die Ortschaften auf und ab, wadet jetzt in tiefem Sande und dann in zähem Schlamm, bald unter tropischem Regen und bald unter glühendem Sonnenbrand und dann wieder in Wind und Sandsturm.

Nachdem der Missionär den Tag über von Tür zu Tür, von Familie zu Familie, von Seele zu Seele geeilt ist, hört er am Abende die reumütigen Beichten und am Morgen fährt er damit fort, bis die

Stunde der heiligen Messe herannahet. Und nachdem er früher jedem unter vier Augen das für seine Seele Heilsame dargelegt, hält er nun beim Gottesdienste eine Ansprache an alle und teilt die heilige Kommunion aus. Es sind Ausnahmen, daß einzelne allen priesterlichen Kunstgriffen gegenüber sich ablehnend verhalten. Die weitaus größte Mehrzahl nähert sich dem Tische des Herrn öfter und andere täglich während der Anwesenheit des Wandermissionärs. Und wie dankbar sie für die gespendeten Gnaden sind! Die ganze Zeit des Besuches des Missionärs ist für sie ein Festtag. Und wenn er von ihnen scheidet, begleiten sie ihn in rührender Anhänglichkeit auf seinem Wege und ihre Reden haben die Freuden des Wiedersehens zum Gegenstande.

Auch nach dem Scheiden bleibt der Missionär im Verkehr mit den Gläubigen. An jedem Orte besitzt er einen oder mehrere Vertrauensmänner, die ihn schriftlich über die wichtigsten Vorkommnisse unterrichten.

Diese Wanderseelsorge faßt in sich alle Zweige der Seelsorge zusammen: Gottesdienst, Spendung der Sakramente, Predigt, Katechese, caritative und soziale Priesterarbeit. Sie erstreckt sich über ein Ge-

biet, das Österreich an Ausdehnung übertrifft.

Aus diesem ersten Berichte über das jetzige Vikariat erhellt, wie viele Anforde-



Stanislaus Mugwanya, Justizminister von Uganda.

rungen an uns gestellt werden. Man möchte meinen, daß die Teilung meine Sorgen verringert habe. Ich spüre das nicht. Ganz besonders fühle ich die Geldnot drückender als je. Das bedarf einer Erklärung. Das

alte Vikariat hatte nicht nur kein Bargeld, sondern Schulden. Um nun der neuen Präfektur und dem jetzigen Vikariat den schuldenfreien Eintritt in ihre Existenz zu sichern, habe ich 12.500 K zur Tilgung der Schulden beigesteuert und dazu noch weitere 25.000 K für die neue Präfektur hergegeben und mit 7900 K die Station Dilling gegründet. Man wird fragen, woher dieses Geld gekommen sei. Es war Sammelgeld, das ich auf meiner letzten Reise (1912/13) in Deutschland und Tirol durch Predigten zusammengebracht hatte und hauptsächlich für den Kirchenbau zu verwenden gedachte. Da kam die Teilung, welche ohne obige Beiträge gar nicht möglich gewesen wäre; ich gab diese Summen und stellte den Kirchenbau zurück. Dazu kommt ferner, daß die liegenden Güter meines Vikariats hier im Sudan bei der jetzigen großen Finanznot fast nichts einbringen und anderseits gerade in diesem fortgeschrittenen Teile des Sudans alles verhältnismäßig teuer ist. Ich bin daher in der Tat nach der Teilung ganz bedeutend ärmer als vor derselben und in den bisherigen zehneinhalb Jahren meines Amtes spürte ich die Geldnot nie so sehr wie jetzt, sie ist weitaus mein schwerstes Kreuz. Ich stehe da mit einem ungeheuren Vikariat, in dem so vieles neu zu schaffen ist, und habe kein Geld. Da möchte man meinen, es sei schön, Missionsbischof zu sein. Mir kommt es vor wie ein glänzendes Martyrium. Das will aber nicht sagen, daß mir der Mut fehlt, es zu tragen. Mut habe ich, gottlob, ebensoviel als Gottvertrauen. Aber ich will unsere Not kundtun, wie ja überhaupt kaum ein Missionär zur Feder greift, ohne von der Not getrieben zu sein. Und da dieses Vikariat nach der Teilung ganz naturgemäß noch viel mehr als vorher auf die Hilfe aus Österreich und Deutschland angewiesen ist, so schließe ich

diesen Bericht mit der stehenden Bitte aller Missionäre, unsere lieben Freunde und Wohlthäter mögen uns gerade jetzt unterstützen, damit wir das Vikariat über die ersten Schwierigkeiten, zu deren größten die finanzielle zählt, hinwegzubringen. Mein und unser aller Dank bleibt ihnen gesichert.

Aber Geld ist etwas und sehr viel und doch nicht alles. Wir brauchen viel mehr Priester und Brüder. Die Missionsbegeisterung wühlt besonders heute unter der Jugend. Möchten recht viele Priester, Theologen, Gymnasiasten und Handwerker sich an unser Missionshaus Milland bei Briten um Aufnahme wenden! Drüben in Europa brennen tausend jugendliche Seelen vor Begierde, sich den Missionen zu widmen, und hier lechzen Hunderttausende von durstigen Heidenjungen nach den erfrischenden und belebenden Heilswahrheiten, und sie verschmachten, weil es an Missionären gebricht. Ganz besonders nützlich wären Laienbrüder, gelernte Handwerker. Gute Laienbrüder, welche eine anständige Küche zu machen verstehen, könnten Gesundheit, Kraft und Leben der Missionäre erhalten, Schreiner unsere Werkstätte in Khartoum einträglicher gestalten und die Nubaneger ihr ehrbares Handwerk lehren, Schmiede könnten durch ihre Kunst die Mission unter den Schilluk zu noch größerem Ansehen bringen, Gärtner und Bauern durch ihre Arbeit die Einkünfte der Mission heben, Maurer gesunde Wohnungen erbauen, mit einem Worte, jeder Handwerker kann sich nützlich machen, und wer kein Handwerk versteht, durch Beaufsichtigung der Eingeborenen und Überwachung des Hauswesens vorzügliche Dienste leisten.

Also, auf denn, du liebe studierende und arbeitende Jugend Österreichs und Deutschlands, erkenne den Ruf Gottes und gehe hin in das traute Missionshaus in Mil-

land bei Brixen, reihe dich mutig ein in die eifrige Schar der Leviten und Novizen, bis dich der Gehorsam zu uns herüberschickt.

Und nun, hochwürdiger P. Rektor, beuten Sie mit den lieben Insassen des Missionshauses für uns, damit unsere heuri-

gen Arbeiten und Unternehmungen tröstliche Früchte erzielen zu Gottes Ehre und der Seelen Heil.

In herzlichster Verehrung bleibe ich
Euer Hochwürden sehr ergebener

† Fr. Kav. Geyer,
apostol. Vikar von Rhartoum.

Islam, Kolonialpolitik und die katholischen Missionen.

(Fortsetzung.)

III.

Habe ich mich im vorausgehenden Abschnitt mit den europäischen Kolonialregierungen, nebst ihrem Tun und Lassen gegenüber Islam und Kultur beschäftigt, so bin ich es jetzt der Vollständigkeit meiner Schilderung schuldig, die Weißen, seien es Kolonisten, seien es Beamte, als Privatpersonen ein wenig unter die Lupe zu nehmen, um das Gute, welches von ihrer Anwesenheit in den Kolonien bezüglich Islam und christlicher Kultur ersprießt, zu würdigen, aber auch um manche Schattenseite in gehörige Beleuchtung zu setzen. Es geschieht dies nicht aus Auffässigkeit, sondern daß dem Übel gesteuert werde, auch daß man lerne, manche in Schriften und Zeitungen veröffentlichte Auslassungen von Kolonisten gegen die katholischen Missionen etwas niedriger zu hängen, was nichts anderes heißt, als sie auf ihren wahren Wert einzuschätzen.

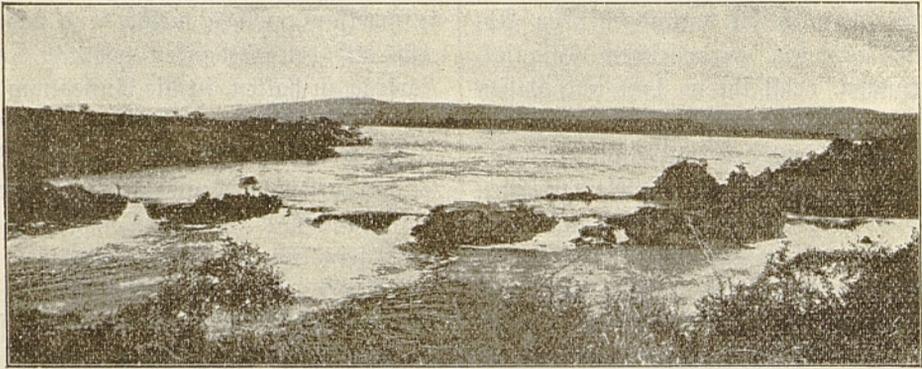
Zu meiner Überraschung und Beschämung lese ich diesbezüglich von der größten Kolonie meines lieben Deutschen Reiches nicht gerade Rühmliches. Ich lasse zuerst den Herrn v. Dalwigk reden, komme aber nachher schon mit den Glossen! Herr v. Dalwigk sagte auf dem Nacher Katholikentage: „Das wirksamste Mittel, dem Islam das Vordringen unter die Neger zu wehren und christliche Kultur zur Annahme

zu bringen, auf das ich ganz besonders aufmerksam machen möchte und das mich erst auf den Gedanken gebracht, diesen Vortrag zu halten, ist die Ansiedlung möglichst vieler (guter) christlicher Elemente in den Kolonien. Bis jetzt haben die Pflanzer, Kaufleute, Regierungsvertreter (!) meistens den Missionen gleichgültig, viele sogar feindlich gegenübergestanden. Nicht oft findet man Europäer, welche den Missionen freundlich gesinnt sind; solche, die ihre christlichen Pflichten erfüllen oder mit den Missionären in Verbindung stehen, sind eine Seltenheit. Besonders unter den sogenannten großen Herren ist der Missionsfreund sehr schwach vertreten. Dazu kommt, daß, wie schon früher bemerkt, der Islam von der Regierung und auch von anderen Europäern geradezu protegirt wird. Der Neger muß dadurch natürlich zu der Ansicht kommen, daß das Christentum in Europa keine besonders geachtete Stellung einnimmt — dies ist ein Ziel der Freimaurerei in den Kolonien —; wenn dann der Neger, auf den nur Macht, Vermögen und Rücksichtslosigkeit einen Eindruck ausüben, sieht, daß die großen (?) Herren die Mission nicht viel achten, wird er deshalb auch die christlichen Missionen nicht als vollwertig ansehen. Wie ganz anders würde es werden, wenn recht viele tüchtige und vermögende christliche junge

Leute sich in den Kolonien ansiedeln und mit den Missionären in Verbindung treten würden! Der Neger würde das Christentum mit ganz anderen Augen ansehen und damit würde auch der Einfluß des Islams bedeutend sinken.

Manche einflußreiche Europäer geben sogar öffentlich ihrer Mißachtung gegenüber den Missionen Ausdruck, loben den Islam und die Zuhörer stimmen ihnen bei. Was werden die Neger darüber denken, von denen doch ein Teil in der Lage

sein, daß die Missionäre nicht mitwählen können! Aber halbverfaulte Existenzen schon! Ich widersprach ihm, indem ich auf die großen Verdienste der Missionäre hinwies. Die anderen schwiegen — wohl aus deutschem Mannesmut oder weil auch bei ihnen etwas faul war — und über die Angelegenheit wurde nicht weiterverhandelt. Man sieht, daß es durchaus notwendig ist, daß christliche Ansiedler sich in den genannten Vertretungen befinden.“



Die Ripon-Fälle (der Nil beim Austritte aus dem Viktoria-Nianza).

ist, der deutschen Unterhaltung zu folgen? Diese öffentlichen Angriffe würden aufhören oder jedenfalls abnehmen, wenn christliche Ansiedler denselben entgegentreten und ihre missionsfreundliche Gesinnung kundgeben würden.

Auch in den parlamentarischen oder wirtschaftlichen Vertretungen der Kolonie werden christliche Ansiedler in der Lage sein, wichtige Beschlüsse durchzusetzen zugunsten der Mission oder ihr feindliche Anschläge zu verhindern. In einer Sitzung des wirtschaftlichen Verbandes (Interessenvertretung der Pflanzer und Kaufleute) tat bei einer Verhandlung über das zu erwartende Wahlrecht ein junger Landmesser den Ausspruch: Aber dieses Wahlrecht muß so beschaffen

Ganz nette Sachen! Also die Pflanzer, Kaufleute und sogar Regierungsvertreter (wohl mehr untergeordnete Beamte) stehen den Missionen gleichgültig, viele sogar feindselig gegenüber! Warum? Welches sind denn die Ursachen? Es sind die nämlich, deren schon im ersten Abschnitt Erwähnung geschehen, nämlich: Begierlichkeit der Augen (Eigennutz und Habgucht), Begierlichkeit des Fleisches (Unzucht) und Hoffart des Lebens (Stolz), denen noch der jetzige, im deutschen Protestantismus üppig wuchernde Unglaube beizuzählen wäre. Glaubt doch die weitaus größere Hälfte der jüngeren protestantischen Pastoren nicht mehr an die Gottheit Christi!

Die Kolonien haben niemals einen sittlich guten Ruf genossen. Es kommt da

eben immer eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft in Frage; man kann solcherlei schon auf den Meeresdampfern studieren. Auch in den Kolonien der Spanier, der Portugiesen und der Franzosen im Mittelalter und später war es nicht viel besser in betreff des dorthin zugeströmten Menschenmaterials. Aber es wurde damals dort von Rechts wegen noch katholisch regiert, wobei der Haß gegen den Glauben nicht aufkommen konnte. Jetzt ist es anders, schlimmer! Kommt da der katholische Priester und Missionär, so ist und bleibt er trotz Höflichkeit, Zuvorkommenheit und Uneigennützigkeit für die mißratenen Menschengewächse immer ein stummer Mahner! Man will eben so gerne unter sich sein und für manches dunkle Tun keine rechtschaffenen Zeugen haben oder Leute in der Nähe, welche gewöhnlich alles erfahren und zu welchen getretene und in den Schmutz gezogene Existenzen, sowohl Eingeborene als auch weiße Sklavinnen, in letzter Linie doch ihre Zuflucht nehmen.

Da haben wir einen der schwarzen Punkte, warum, wie v. Dalwigk sagt, auch untergeordnete Regierungsveter den Missionär mit scheelen Augen ansehen. Es ist eben mehr als mißlich, wenn man z. B. von der Mission gezwungen wird, gegen jemanden vorzugehen oder einzuschreiten, mit welchem man im Rauscherklub immer vertraulich zusammensitzt. Auch in Ägypten und anderswo geben sich die Herren Konsulatsbeamten lieber mit Bankerottangelegenheiten ab, als manchem armen Geschöpfe energischen Schutz angedeihen zu lassen. Ich selbst habe dies im Jahre 1909 herausgeföhlt, trotzdem man mir in schwieriger Angelegenheit sowohl im österreichischen als auch im griechischen Konsulate zu Cairo höflich entgegengekommen und an die Hand gegangen ist.

Die Hauptlast nahm man mir aber nicht ab. Ich schutzloser Missionär mußte mich schließlich alle in durchkämpfen, alle in andere beschützen, alle in viel Krummnes gerade machen.

Die Christen unter den Heiden mehrten sich, der Missionär ist ihr natürlicher Beschützer. Es versteht sich nun von selbst, daß man sich aus christlichen Dörfern, besonders wenn man unverheiratet oder ohne Frau ist, keine schönen Dienstmädchen und Köchinnen als „Mädchen für alles“ mehr holen kann. Der Missionär will wissen, wohin und zu wem sie kommen würden. Wenn es in bezug auf Habsucht oder Sinnlichkeit — letzteres Wort zeigt gewiß, daß ich auch feinfühlig sein kann, wenn das Gemälde nicht gröbere Farben verlangt — happert, so legt er eben sein „Veto“ ein, welchem gewöhnlich gerne Folge geleistet wird. Den Herren wird er betagte Frauen für den Dienst anempfehlen, aber solche kann man in der Hauptsache nicht brauchen, sie sind nicht mehr anziehend.

Befinden sich die in Frage stehenden Kolonisten in mohammedanischer Umgebung, so fallen die bei christlichen Negern gefundenen Schwierigkeiten fort. Man wendet sich einfach an den Scheik el balad — und alles kann man haben, was nur das lumpige Herz begehrt. Deshalb loben diese Helden den Islam und preisen ihn als die rechte und passende Religion für die Neger; deshalb halten sie immer Freundschaft mit den von der Küste (Deutsch-Ostafrika) eingewanderten Arabern und nehmen sie in Schutz!

Es gibt ferner Pflanzer und Kaufleute, welche jahraus jahrein mit billigen Arbeitskräften schaffen wollen: gewöhnlich viel Arbeit, geringer Lohn! Der Missionär klärt aber die Christen über den laubdesüblichen Lohn auf, auf daß sie nicht

überevorteilt werden. Er will, daß sie es mit der Zeit zu etwas bringen sollen; er will weiter, daß sie den Sonntag frei haben: alles Dinge, welche sich mit Pflanzzerhabsucht nicht vereinen lassen; daher Haß und Verkeumdung der Missionäre! Ein mohammedanischer Häuptling liefert aber die dummen und armen Haßcher seines Bezirkes für einen Schundlohn und nimmt dann noch davon den üblichen Backschisch für sich. So sind die Mohammedaner viel handsamer für Lüstlinge und Habfüchtige, der Islam für Kolonien eine Idealreligion! Er wird daher gepriesen und mit allen Mitteln gefördert!

Wer fürchtet und schmäht denn die Gendarmen und die Polizei? Die Lumpen und die Verbrecher, und die, bei welchen etwas faul ist im Staate Dänemark! Es sollte sich jeder Christ, nicht nur die Kolonisten allein, schon aus Klugheit hüten, gegen Priester und Missionäre loszuziehen; denn ein sittlich reiner und unbescholtener Mensch tut es nicht! Die Erscheinung des Missionärs und sein Tun ist für ihn keine Rüge oder stumme Anklage; er hat sich eben nichts vorzuwerfen!

Herr v. Dalwigk erwähnt das Beispiel eines Grünschnabels, des jungen Landmessers. Auch ein Freiheitsheld, welcher andere knebeln will! Würde man dem Vorleben dergleichen Sammergestalten nachspüren und sie untersuchen lassen auf ihren leiblichen und seelischen Gesundheitszustand, so könnten die Amtsgerichte und Bezirksämter öfters in die fürs ganze Land erwünschte Lage kommen, bezeichnete Individuen aus der Kolonie zu weisen. Den Missionären das Wahlrecht vorenthalten! Diese verpesten niemanden. Es ist auch ein Zeichen der Zeit, daß in den deutschen Kolonien sich solche Regungen bemerkbar machen.

Daß sich in den englischen Kolonien offene Gottlosigkeit breit machen darf, kann man nicht behaupten, eher das Gegenteil. Im englisch-ägyptischen Sudan hätte man es schon schüchtern versucht, aber Verwaltung und Justiz setzten bald einen Dämpfer darauf. So wird es hoffentlich auch lange bleiben — gewiß nicht zum Schaden der Kultur —, wenigstens solange, als unser guter und allverehrter Generalgouverneur und Sirdar Sir Reginald Wingate die Geschicke des Sudans leitet. Und das ad multos annos! Die höheren englischen Beamten zeigen sich in der Regel taktvoll, nobel und öfters auch großmütig, besonders, wenn sie den Privatmann hervorkehren können. Ein offizieller Charakter wird aber den Missionen nicht zuerkannt; selbe können sich nur durch Geltendmachung ihrer Kulturarbeit Wertschätzung erwerben. Nicht selten findet man unter den englischen Offizieren, welche für ein oder zwei Jahre in Zivilämter kommandiert werden, sehr liebe, herzensgute Leute, besonders wenn sie Katholiken sind. Das sind sie dann, Offiziere wie Beamte, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, ganz und offen! Dieses gute Beispiel verfehlt nicht, auf die heidnischen Schwarzen sowie auf die Europäer Eindruck zu machen.

Von den französischen Kolonien muß man gerade das Gegenteil schreiben. Haß gegen die Religion überhaupt und gegen die Missionen macht sich dort von Jahr zu Jahr bemerkbarer, was auch nicht zu verwundern ist, wenn man die fast allgemeine Gottlosigkeit in Frankreich in Betracht zieht. Dazu hat in den französischen Kolonien die Hefe der Gesellschaft mehr Spielraum als anderswo. Kurz, die in diesen Zeilen gezeichneten Schattenseiten befinden sich auch dort, darüber noch ein großes Quantum mehr!

Im früheren Kongostaate, jetzt belgische Kolonie, hatte man vor Jahren die Dreistheit, gegen die Missionen ins Feld zu ziehen mit den Geschützen der feilen Presse. Dreistheit nenne ich es, denn fast alles war erlogen. Und als dann die Missionäre mit ganz anderem Material heranzurücken drohten, lag bald Windstille über dem ganzen liberalen Blätterwalde. Denn man hätte da Kanonen aufgeföhren, welche mehr als eine freimaurenerische und freibeuterische Größe in der Kolonie und in Belgien selbst hinweggeputzt hätten. Es blühte dort zu gleicher

Zeit ein Ausbeutungssystem, welches an Unverschämtheit grenzte. Die Missionäre waren zu unbequeme Zuschauer. Nach Übernahme des Kongostaates durch Belgien hat sich gleich vieles gebessert. Es freut mich, von den französischen Kolonien in Afrika und von der belgischen Kongokolonie etwas Gutes buchen zu können, daß dort nämlich ein strengeres Regiment und mehr Kontrolle den Mohammedanern gegenüber gehandhabt wird. Anderen sei dies zur Nachahmung empfohlen!

(Fortsetzung folgt.)

Welchen Nutzen die Schilluk aus der Viehzucht ziehen.

(Schluß.)

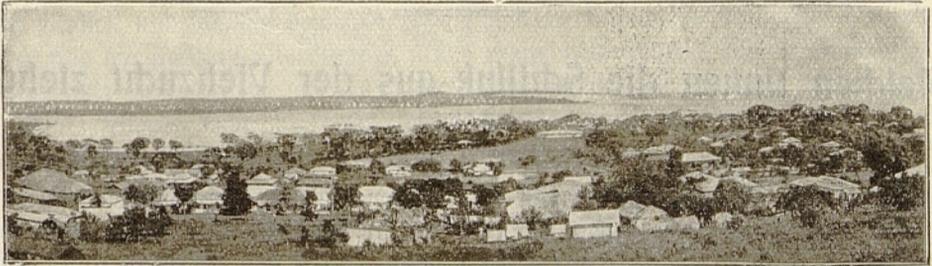
Die Schaf- und Ziegenzucht bilden für den Schilluk gute Einnahmen. Braucht er ein Kleid, so verkauft er ein Schaf, hat er Schulden, so werden sie meistens mit Schafen und Ziegen beglichen. Beim Heiraten muß jeder Schilluk außer den 10 Stück Großvieh noch jedem Verwandten seiner zukünftigen Frau eine Ziege oder ein Schaf schenken. Bei festlichen Gelegenheiten kommt es oft vor, daß Schafe geschlachtet werden, besonders bei Hochzeiten. Bei der Totentrauer, dem sogenannten „Jok“, ist es üblich, daß Stiere geschlachtet werden. Je reicher der Tote war, desto mehr Stiere werden geschlachtet, meistens 2 bis 4, manchmal aber auch 6 bis 10 Stück. Außerdem werden auch bei großen Opfern Stiere geschlachtet, um die Seelen der Toten zu besänftigen und Glück und Segen auf die Glieder der Familie, das ganze Dorf oder den Distrikt herabzusiehen; um Regen zu erbitten oder jemand von schwerer Krankheit befreien zu helfen. Im übrigen aber werden zu Opfer- und Kultushandlungen meistens nur Schafe und

Ziegen verwendet. Mit solchen Tieren werden auch die Hexenmeister und Zauberer für ihre vermeintlichen Dienste ausbezahlt. Auch als Geschenke und Gunstentweisungen dienen diese Tiere. Besucht man einen reichen Häuptling oder Königssohn, so wird ein Schaf von seinen Leuten herbeigeföhrt, hierauf wird es geschlachtet, gekocht und dem Besucher und seinen Leuten zum Essen vorgeföhrt. Natürlich darf das übliche Negerbier dabei nicht fehlen. Denn dann hat erst das Fleisch seinen guten Geschmack, sagt der Schilluk, wenn es tüchtig mit Bier begossen wird.

Mit Vieh mußte der Schilluk bis ins letzte Jahr seine Steuern entrichten. Jedes Dorf mußte je nach seiner Größe und seinem Reichtum an Vieh je einen Stier oder eine Kuh abliefern. Da war oft guter Rat teuer und die Scheiks und die Dorfältesten zerbrachen sich die Köpfe und wandten ihre ganz schlaue Landespolitik an, um die Leute zum Zahlen zu bewegen. Obwohl von Jahr zu Jahr immer eine andere Familie den Stier für die Regierung

herausgeben mußte, so gab es doch immer wieder endlose Streitigkeiten und Plackereien, welche nicht selten mit Mord und Totschlag endeten. Dieses Jahr nun müssen die Schilluk für jedes Stück Großvieh sieben Piafter (1.75 Kronen) zahlen und für jedes Schaf oder Ziege je einen halben Piafter. Dadurch sind viele Streitigkeiten im Lande verhindert worden und die Schilluk sind mit der Neuordnung recht zufrieden, zumal sie das Geld leicht aufbringen können und dabei kein Stück Großvieh vermissen oder daran geben müssen.

lich und sie magern ab und gehen bei Krankheiten rasch ein. Die Schilluk-, Denka- und die Nuerkühe sind ans Land gewöhnt, nur leiden sie fast alle unter der Inzucht und werden zu sehr ausgebeutet. Hier ist unsere Mission an erster Stelle berufen, den Schilluk aufzuhelfen und dieselben zu einer praktischen und vorteilhaften Viehzucht anzuleiten, zumal da für unsere Missionsstation die Viehzucht die einträglichste Quelle zu werden verspricht. Wir haben zurzeit eine Anzahl Knaben aus entfernten Dörfern, welche in der Religion unterrichtet werden und un-



Entebbe (Ortschaft am Viktoria-Nianza).

Hat der Schilluk große Schulden, so verkauft er meistens einen größeren Stier um 20 bis 30 Real (100 bis 150 Kronen), selten aber und nur in allergrößter Bedrängnis, wie zur Zeit der Hungersnot, entäußert er sich auch der einen oder andern Kuh. In den ersten Jahren mußte unser Oberer, Vater Banholzer, das notwendige Vieh meistens von den Arabern kaufen; von den Schilluk war einfach nichts zu bekommen. Erst nach dem letzten Hungerjahre konnten wir bei den Schilluk und den Denka unseren Bedarf an Vieh decken. Die Kühe, welche man von den Arabern kauft, stammen von Thyri und dem Kordofan. Da sie in ihrem Lande aufgewachsen sind, so können sie sich nur schwer an das hiesige Klima gewöhnen; außerdem ist ihnen das wässerige Gras nicht zuträg-

fer Vieh abwechselnd hüten. Diese lernen so tagtäglich praktisch, wie man das Vieh aufziehen und, ohne dem Wachstum der einzelnen Stücke zu schaden, aufs beste und gewinnbringendste ausnützen kann.

Als unser Bruder Christian Platz, ein Schweizer, zum erstenmal Käse aus der Milch bereitete, da waren die Burschen Aug' und Ohr für diese neue Methode. Das Käsemachen verstehen die Schilluk nicht und haben keine Ahnung davon, und doch ist es hier gar nicht einmal so schwer und würde sich sehr rentieren. Gingenen machen die Schilluk viel Butter, die jedoch infolge der Hitze bald ranzig wird; sie hält sich kaum einen Tag. Deshalb wird sie nach der Bereitung gleich ausgekocht und in Flaschen gefüllt. Dieses Butterfett

dient zur Bereitung von Speisen, außerdem reibt Jung und Alt sich Körper und Gesicht damit ein. Oft wird es aber verkauft, und zwar eine große Flasche voll um 4 bis 5 Piafter (ein Piafter 25 Heller). Beim Einkauf von Butterfett muß man schon ein bißchen praktische Kenntnisse von Schillukfitten und -gebräuchen haben. Manche Schilluk schwängern nämlich ihre Butter mit allen möglichen Zutaten, von denen man manche gar nicht nennen darf, weil sie dem werten Leser Furcht und Ekel einjagen würden. Doch sind diese Butterpanischer im Lande nicht allzu zahlreich, und es gibt, Gott sei Dank, viele reinliche und ordnungsliebende Familien, welche eine sehr gutes Butterfett bereiten und verkaufen.

Im Schilluklande gehört die Butter der gesamten Familie; im nahen Lande der Denka hingegen haben die Frauen das alleinige Eigentumsrecht auf diese kostbare Himmelsgabe. Sie müssen aber dort auch das Geschäft des Melkens allein besorgen und andere schwere Arbeiten, wie den Bau der Hütten usw., auf sich nehmen, wovon die Schillukfrauen hier ganz verschont bleiben. Im Lande der Söhne Mikangs darf keine Frau Kühe oder Ziegen melken, es gilt das als große Schande für die Frauen; auch die verheirateten Männer sind davon meistens ganz ausgeschlossen und können sich nur in äußerster Not, wenn zum Beispiel keine Knaben und Jünglinge vorhanden wären, dazu hergeben. Sonst steht dieses Amt nur Knaben und Jünglingen zu.

Hat ein Schilluk viele Kühe, so ist das in ihren Augen mit einer gewissen Gefahr verbunden; der glückliche Besitzer lebt in ständiger Furcht, seines Reichthums wegen von irgendeinem Feinde verheert zu werden und so frühzeitig sterben zu müssen, ohne die Früchte seines Reichthums genie-

ßen zu können. Um dieser Gefahr zu entgehen, bringen jene, die einen großen Viehstand ihr eigen nennen, einen Großteil desselben bei verschiedenen vertrauten Freunden, Verwandten und Bekannten unter, welche oft Tagereisen weit entfernt wohnen. Diese letzteren nehmen dann alle Sorgen und Verpflichtungen für das anvertraute Vieh auf sich und bekommen als Lohn hiefür das alleinige Genußrecht der Milch. Natürlich werden da die armen Kühe von diesen Leuten stark ausgenützt, und es wird wenig Rücksicht auf die Aufzucht der Kälber genommen. Während des Jahres kommt der Eigentümer des Viehes öfters auf kurzen Besuch, um nachzusehen, wie es mit seinem Klein- und Großvieh stehe und ob es auch gut behandelt werde. Alle wichtigen Ereignisse über den Stand, das Gedeihen und die Vermehrung seiner Tiere werden ihm vom Viehhalter getreulich mitgeteilt. Ist ein Stück Vieh durch Krankheit verendet, so wird das dem Eigentümer sofort mitgeteilt. Ist er nun großmütig, so begnügt er sich mit dem Felle und schenkt das Fleisch seinem Viehhalter; andernfalls muß ihm beides ins Haus gebracht werden und nur Kopf und Eingeweide bleiben dem Viehhierten. Unter diesen Umständen kann man ruhig behaupten, kein Schilluk weiß, wieviel Vieh ein anderer besitzt. Hierzulande herrscht nämlich ein starker Brotneid; keiner gönnt dem andern etwas. Nur die allernächsten Verwandten lieben sich wahrhaft und helfen einander.

Hat der Vater sein Vieh bei Freunden gut verborgen, so wissen nur seine größeren Söhne und seine Frau Bescheid; alle anderen Haus- und Dorfgenosser haben keine Ahnung davon. Um den andern Leuten nicht die Wahrheit sagen zu müssen und sie alle zu hintergehen, hält der reiche Viehbesitzer einige Stücke Klein- und Groß-

vieh im eigenen Dorfe und jammert von Zeit zu Zeit über seinen kleinen Viehstand und die schlimmen Zeiten. Auch der Viehhalter ist zum Schweigen verpflichtet, und es kommt sehr selten vor, daß einer errät, wessen Vieh er zu verpflegen hat. Selbst wenn die Regierungsbehörde die jährliche Viehsteuer eintreibt, wird nicht offenbar, wieviel Vieh der einzelne besitzt. Die Steuer zahlt nämlich nicht der Besitzer, sondern der Viehhalter.

Vor einiger Zeit kam ein Schilluk zu mir und wollte absolut Zwillingssäbber bei unserem Vieh unterbringen. Auf meine wiederholten Fragen hin, teilte er mir aufrichtig mit, daß diese Säbber nicht ihm, sondern einem andern Schilluk ge-

hören, welcher in großer Angst sei, diese beiden Tierlein könnten verheert oder von seinen Feinden gestohlen werden. Das ganze Dorf sei nämlich neidisch auf diesen Mann, weil seine Kuh schon öfters Zwillinge gebracht hätte. Na, noch mehr: seine Feinde hätten bereits einen der zahlreichen Hexenmeister

herbeigerufen, und in der vorletzten Nacht sei gar von unbekanntem Leuten der Schwanz dieser Kuh um eine Fingerlänge abgeschnitten worden; man hätte, was im

ganzen Lande als etwas Schreckliches und Verderbliches gilt, Blutstropfen im Hofe, nahe beim Hause dieses unglücklichen Mannes gefunden.

Als ich nun staunend und zugleich über seinen Aberglauben lächelnd den Gewährsmann fragte, wie er und sein Freund denn auf den Gedanken gekommen seien, diese beiden Tiere gerade bei uns unterzubringen, da wir doch für sie Fremdlinge seien, deutete er mit einem Finger auf mein Schreibzeug und den dabei liegenden Federhalter und sagte triumphierend: „Ihr

Weißten könnt

vieles, was wir nicht können, vor euren Schreibereien haben die Hexenmeister eine Heidenangst, außerdem besitzt ihr ja in euren Kästen alle möglichen Medizinien, welche alle Einflüsse unserer Zauberer und Amulettenmacher fernhalten und abwenden“.



Ägyptischer Soldat und Sohn eines Schillukhäuptlings.

Was dieser gute Mann wohl für eine Idee vom Schreiben und vom Gebrauche unserer Medicinen haben mochte! Ja, der Aberglaube macht aus Männern Einfaltspinsel, Lügner und Halbnarren. Geht man z. B. in ein fremdes Dorf und sieht man dort eine schöne Kuh oder einen feinsten, feingehörnten Stier, so darf man seiner Bewunderung absolut nicht durch Worte Ausdruck geben und dieselben etwa öffentlich loben oder ihre Schönheit preisen. Hat man dieses doch getan und geht ein solches Stück Vieh durch reinen Zufall zugrunde, so muß man dasselbe bezahlen, gerade so, als ob man es selbst getötet hätte. Der abergläubische Schilluk traut nämlich niemanden und wittert überall Zauberei und Hexerei. Sagt nun jemand, seine Kuh oder sein Stier sei schön, so ist das bei ihm gleich soviel, als ob dieser Mann ihm aus purem Neide Schaden zufügen und sein Tier zu Tode hexen wolle.

Als besonders große Hexenmeister sind unter den Schilluk die Zauberer der Denka verschrien. Gewiß ist, daß die Denka die Schilluk an Schärfe des Verstandes und schnellerer Auffassung der Sache weit übertreffen, und daraus folgt auch, daß ihre Hexenmeister verschlagener und raffinierter sein können als ihre Kollegen im Schilluklande. Natürlich wird dabei auch viel gelogen und übertrieben und werden aus gewöhnlichen Schurken- und Gaunerstreichen außergewöhnliche Hexen- und Zaubertaten geschaffen.

Erst kürzlich behauptete mir gegenüber ein Schilluk, daß ein Denka-Hexenmeister mir ein Büffelkalb herbeihexen könne, wenn ich ihm nur ein tüchtiges Trinkgeld verspreche. Der Handel wurde abgemacht und ich versprach eine große Belohnung, aber leider ist der gute Mann mit all seinen Teufelskünsten bis heute nicht imstande gewesen, sein dreist gemachtes Versprechen einzulösen.

Bei uns in Europa kann man doch das sauer Erworbene mit aller Ruhe genießen, aber hierzulande geht das nicht, wie aus dem Gesagten hervorgeht. Alles schwebt in Furcht und man hat keine rechte Freude an seinem Vieh, weil man stets Krankheiten und Verlust durch zauberische, böse Mächte fürchtet.

Hier kann nur die wahre Kultur, welche mit dem Christentum ihren Einzug halten wird, einem armen Volke Licht und wirklich anhaltende Hilfe bringen. Und wenn auch der schlaue Höllenfürst im Ver-eine mit den Hexenmeistern alles anbietet, sein Reich zu behaupten, so ist trotzdem die Zeit nicht mehr ferne, wo Christi Lehre siegreich und unbehindert mit ihr die Kultur vordringen werden. Die bedrängten Schilluk werden dann freudig aufatmen und sich gleichsam wie neugeboren fühlen, nachdem sie alle Hexenfurcht, die gleich einem Alp auf ihnen ruht, abgeworfen haben. Aber auch ihre wirtschaftliche Lage wird sich dann bedeutend bessern und besonders auch der Haupterwerbszweig des Landes, die Viehzucht.

Wir Missionäre sind hauptsächlich ins Land gekommen, um das arme Volk dem Heidentume zu entreißen, doch schließt dieser unser Hauptzweck keineswegs aus, daß wir dem Volke auch in seinen materiellen Verhältnissen ratend und helfend zur Seite stehen. Dieses letztere ist sogar unbedingt notwendig, denn auf diese Weise erst werden wir uns ihr Vertrauen gewinnen und sie für unsere Lehren empfänglich machen. In dreizehnjähriger unverdrossener Arbeit sind wir ihnen mit gutem Beispiele vorgegangen und sind jetzt in der glücklichen Lage, die ersten Früchte unserer Arbeit einheimen zu können. Und wir erleben wirklich Freude mit diesen ersten Früchten. Standhaft und gelehrig leben unsere ersten Christen, frei von allem He-

genwahrne, in Ruhe und christlichem Frieden dahin, ihren noch im Heidentume befangenen Stammesgenossen sind sie aber ein leuchtendes Beispiel, das wenigstens zum Nachdenken zwingt.

Wenn auch dieser Gottesacker im heißen, sonnenverbrannten Sudan schwierig zu bebauen ist und große Anstrengungen, Arbeit und Geduld kostet, wenn der Lücke dieses schlechten und tödlichen Klimas gar mancher von uns zum Opfer fällt, und in

jugendlichen Jahren, fern von der teuren Heimat, hier sein frühes Grab findet, so werden wir nicht verzagen, sondern freudig weiterarbeiten mit Tat und Wort. Der Erfolg bleibt, wie wir bereits gesehen, nicht aus. Christentum und wahre Kultur werden dieses Land und seine Bewohner langsam, aber unfehlbar und sicher in Besitz nehmen, und es wird hundertfältige Früchte bringen und eine Zierde der heiligen Kirche Gottes werden.

Ein Tiroler Missionär in Äquatorial-Afrika.

Dem Leben nach erzählt von Robert Tonolli.

(17. Fortsetzung.)

Die äußerst kurze Dämmerung war schon verstrichen und die Nacht hatte ihren Schleier über die Erde gebreitet, als Friedrich in ein unterirdisches Verließ geführt wurde, wo er 34 Sklaven fand, die, gelassen und stumm vor sich hinbrütend, ihrer Hingschlachtung harrten. Welch ein trauriger Anblick für unseren gefühlvollen Katechisten! Er vermeinte im ersten Augenblicke, das Herz müsse ihm brechen. Zu je zwei an einen Pfahl gebunden, standen die Unglücklichen splinternackt vor ihm; so fest waren sie angeknüpft, daß sie sich nicht einmal bewegen konnten. Zwei mit Palmöl genährte Lampen warfen ein fahles Licht über die traurige Szene und gestalteten sie mit ihrem zeitweiligen Aufblitzen noch niederschmetternder. Da und dort lagen noch die Überreste früherer Opfer, deren Schädel dem eintretenden Europäer entgegengrinsten.

Bis zur zweiten Morgenstunde verblieb Friedrich in dem unheimlichen Verliese, inmitten dieser Unglücklichen. Was sich nach seinem Abschiede dort zugetragen hat,

hat man nie erfahren und wird es auch niemals erfahren.

„... Du mußt mich entschuldigen,“ schrieb mir später Friedrich, „wenn ich Dir in bezug auf jene furchtbare Nacht keine weiteren Einzelheiten mitteile. Im Vertrauen kann ich Dir aber sagen, daß der Herr in jener Nacht in besonderer Weise mit mir war und daß er sich meiner als Werkzeug bedient hat, um ein Wunder der Gnade zu wirken. Ja, ich habe in jener Nacht die Gnade und die Barmherzigkeit im Kampfe mit der Gottlosigkeit und dem Laster gesehen; Licht und Finsternis, Barbarei und Frömmigkeit, Unwissenheit, Verzweiflung... alles sah ich in furchtbarem Kampfe miteinander! Der Ansturm des Satans gegen das Kreuz stand sichtbar vor meinen Blicken!... Der Ewige hat gesiegt!

Von den 34 Unglücklichen verlangten 28 die heilige Taufe, die ich ihnen eine Viertelstunde vor ihrer Hinrichtung spendete; nur zwei wiesen die Gnade zurück; einer war bereits verschieden, als ich zu

ihnen kam; da man ihm die Stricke zu fest angezogen hatte, war er erstickt; die übrigen drei konnten die Worte des Heiles nicht vernehmen, da sie bis zur Besinnungslosigkeit betrunken waren... Meine Aufregung und Ergriffenheit waren so stark, daß mir in dem Augenblicke, als ich ihnen das Wasser über die Stirne goß, kein christlicher Name einfallen wollte; nur die heiligen Namen Maria und Josef kamen mir immer wieder auf die Zunge.

Raum hatte ich die Höhle verlassen, da vernahm ich auch bereits die Todesstreiche und das Jammergeschrei der unglücklichen Opfer.“

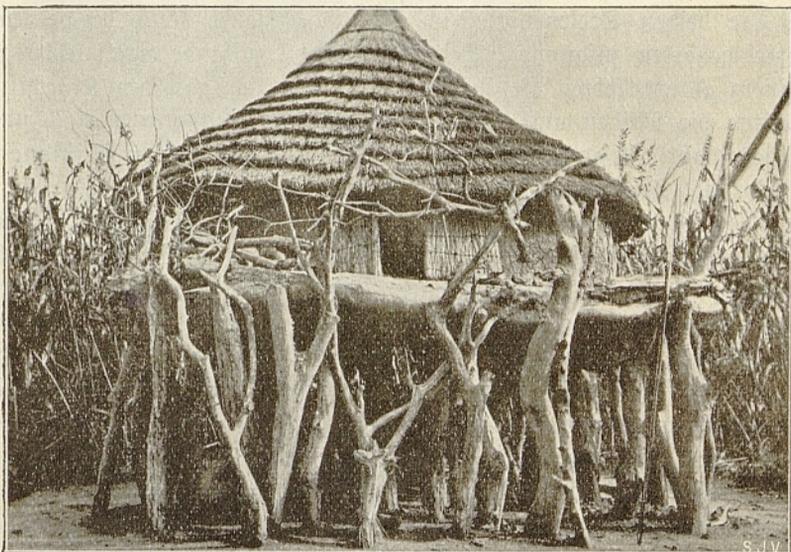
Jene Szene voll Schrecken und Blut war ein harter Schlag für Friedrichs gefühlsvolles Herz. Fieberheiß kochte das Blut

in seinen Adern, als er bei Sonnenaufgang die letzte Hütte der königlichen Residenz hinter sich hatte; dennoch wollte er die zwei Kilometer, die ihn von seinem Heim trennten, zu Fuß zurücklegen. Bald verließen ihn aber die Kräfte, die Füße verlagerten den Dienst und er stürzte besinnungslos nieder.

Auch Gabriel hatte in jener Nacht kein Auge geschlossen. Trotz der Lebensgefahr, der er sich aussetzte, und trotz des ausdrücklichen Verbotes hatte er gegen Abend die Mission verlassen, sich zur königlichen Residenz hingeschlichen und in einem sicheren Verstecke niedergelassen, von wo aus er

zwar nichts sehen, jedoch alles, was drinnen vorging, vernehmen konnte. Beim ersten Morgengrauen war er dann zur Mission zurückgekehrt, wo er voller Besorgnis der Rückkehr seines Friedrich harrete.

Da Stunde um Stunde verstrich, ohne daß dieser zurückgekehrt wäre, entschloß sich Gabriel, in die Stadt zurückzukehren und sich dem Könige vorzustellen, um von ihm



Dinka-Hütte „Lao“.

Rechenschaft über das Verbleiben Friedrichs zu verlangen. Ein verwegener Entschluß, doch er war entschlossen, mit Friedrich zu leben oder zu sterben. Nur ein Gedanke hielt ihn noch etwas zurück. Wenn er getötet würde, ohne vorher die heilige Taufe empfangen zu haben? Die Begierde reicht zwar in gewissen Fällen hin, das mußte er als eifriger Katechumene, aber dennoch schien er sich mit dieser Beruhigung nicht zufriedengeben zu können. In diese Gedanken versunken, verläßt er den Wald und wirft einen Blick auf den Weg, doch ohne jemanden zu erblicken. Der hügelige Boden und die zahlreichen dichten

Sträucher hinderten ihn daran, seinen Blick weit schweifen zu lassen. Rasch, ohne Überlegung, besteigt er den nächsten Baum, um von der Höhe aus den ganzen Weg bis zur Stadt hin überblicken zu können... Wie groß war aber seine Freude, als er in der Ferne seinen Vater langsamen Schrittes näherkommen sah. Dieser hatte sich inzwischen von seiner Ohnmacht erholt und setzte, auf einen Stock gestützt, seinen Weg fort.

Die beiden Seelen Friedrich und Gabriel gehörten zusammen. Seit nicht ganz einem Jahre lebten sie miteinander, sie teilten die Mühen und die Entbehrungen eines wahrhaft apostolischen Lebens, aber auch die Tröstungen und die Erfolge, welche ihr Wirken zeitigte; einer diente dem anderen, als seien sie Brüder. Friedrich befahl mit der Autorität eines Vaters und der Zuneigung eines Freundes, der Neger aber gehorchte ihm auf jeden Wink.

Zur Mission zurückgekehrt, erinnerte sich Friedrich erst daran, daß er seit 24 Stunden keine Nahrung mehr zu sich genommen hatte, und während nun sein Gefährte sich beeilte, ihm etwas herzurichten, begab er sich in die kleine Kapelle, um der Himmelsmutter seinen innigsten Dank abzustatten.

Die Tröstungen währen aber auf dieser Welt für gewöhnlich nicht lange, mögen sie auch noch so gerecht und mühsam verdient sein; unseres Katechisten hartete bereits eine neue Probe, die alle bisherigen an Härte weit übertreffen sollte.

Die erste Folge der ausgestandenen leiblichen und mehr noch seelischen Mühen und Entbehrungen war ein hochgradiges Fieber, das ihn für mehrere Tage ans Lager fesselte. Dank der fürsorglichen Pflege seines Katechumenen erholte er sich jedoch wieder vollständig.

Es war am 6. Februar, als ein Bote von Nanna die freudige Nachricht brachte,

daß die Missionäre von Porto-Novo dortselbst angekommen seien und daß sie in zwei oder drei Tagen hier in Ebameh sein würden. Ob der freudigen Nachricht vergaßen die beiden alle ausgestandenen Drangsale. Friedrich schickte sich sogar gleich an, den Missionären entgegenzugehen, ohne der kaum überstandenen Krankheit zu achten, Gabriel wollte jedoch nichts davon wissen; er hielt ihm vor, daß eine solche Reise bei seinem jetzigen Schwachzustande direkt lebensgefährlich wäre. Endlich gab der Katechist den Bitten seines Katechumenen nach und entschloß sich, die Ankunft der Missionäre in der Station zu erwarten.

Am Nachmittage des 7. Februar schickte der König zu Friedrich, um ihn zu sich zu bitten. Friedrich kam der Aufforderung gleich nach und verweilte fast bis zum Abend in der königlichen Residenz; frohen Herzens begab er sich dann auf den Heimweg, war es doch nicht unmöglich, daß sein Oberer mit den Missionären bereits angekommen sei.

Er betritt den Wald. Von weitem vernimmt er ein jämmerliches Gewinsel, es mußte von seinem treuen Hektor herrühren. Bestürzt hält er seine Schritte für einen Augenblick an und richtet seine Blicke nach vorne... Eine dicke Rauchwolke sieht er gegen Himmel steigen, und was seine Augen wegen des dichten Rauches nicht sehen können, das vernimmt er mit seinen Ohren: das Prasseln eines gewaltigen Feuers.

Sein armes Heim und besonders die kleine Kapelle standen in Flammen... Von neuem strengt er seine Ohren an, doch vernimmt er nur das Bellen seines treuen Hundes. Was wird vorgefallen sein? Kaum hatte er sich diese Frage gestellt, als er sah, wie der Zauberer, sein Todfeind, gleich einer höllischen Erscheinung, an ihm vor-

heilief, mit einem bluttriefenden Spieße in der Hand.

29. Kapitel.

Friedrich erriet sogleich, was in seiner Abwesenheit vorgefallen sein mußte. Eiligen Schrittes eilte er jetzt der brennenden Kapelle zu, ohne sich auch jetzt noch die lautlose Stille erklären zu können, die überall herrschte. Er durchschreitet den Hof und ruft von Zeit zu Zeit nach seinem Katechumenen.

„Vater,“ erwidert endlich eine schwache, tiefe Stimme, die aus dem nahen dichten Busche drang. Der Jüngling stürzt auf den Busch zu, indem er ausruft:

„Was soll das bedeuten?“ Doch die letzten Worte erstarben ihm auf den Lippen, als er den unglücklichen Neger auf dem Antlitz in einer Lache von Blut liegen sah.

„Gabriel, was ist dir geschehen?“

„Der Herr hat mich gewürdigt, für seinen Namen etwas zu leiden,“ erwiderte der Verwundete mit schwacher Stimme. „Der Zauberer Kefele hat mir einen Hinterhalt gelegt und während deiner Abwesenheit die Kapelle in Brand gesteckt; mir wollte er mit einem vergifteten Beile den Kopf spalten, ich parierte zwar den Hieb, doch wollte das Unglück, daß ich über einen Baumstamm stolperte, und so traf mich sein zweiter Schlag in den Unterleib...“

Der Unglückliche hielt in der Tat mit seiner Rechten die hervordrängenden Eingeweide zurück. „Es freut mich aber,“ fuhr er nach einer Weile fort, „daß du zurückgekehrt bist, gerade noch zur rechten Zeit, um mir das Wasser des Heiligen Geistes zu spenden; mache schnell, Vater, denn ich fühle den Tod nahe.“

Friedrich mußte nicht mehr, wie ihm zu Mute war. Zu dem nahen Bache eilen, eine Kürbischale mit Wasser anfüllen und zu dem Sterbenden zurückkehren, war das Werk einiger Augenblicke. Der zu Tode verwundete Neger hatte inzwischen die letzten Kräfte zusammengefaßt und sich bis zu einem nahen Holzstamme hingeschleppt, wo er sich mit aller Mühe auf die Knie aufrichtete, um wenigstens kniend das heilige Sakrament der Taufe zu empfangen.



Ein Negerlein im ersten Kleidchen.

„Glaubst du an Gott, den allmächtigen Vater, den Schöpfer des Himmels und der Erde?“ fragte Friedrich mit zitternder Stimme den Sterbenden.

„Ich glaube,“ antwortete dieser.

„Und an Jesus Christus, seinen eingeborenen Sohn, unsern Herrn?“

„Ich glaube.“

„Und an den Heiligen Geist, an die heilige römisch-katholische Kirche?“

„Ich glaube.“

„Gabriel, willst du getauft werden?“

„Ich will und...“

„Gut, gut,“ fuhr der Katechist fort, indem er das Wasser über die Stirne des Sterbenden goß. „Ich taufe dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.“

Raum hatte Friedrich die letzten Worte ausgesprochen, als der Neugetaufte rücklings zu Boden fiel. Auch Friedrich setzte sich auf den Boden und nahm das Haupt des Unglücklichen in seinen Schoß. „Wie fühlst du dich?“ frug er ihn jetzt ganz besorgt.

Es schien, daß der Neger die mitleidige Frage nicht mehr verstanden habe, denn er blieb stumm und mit geschlossenen Augen liegen. Friedrich meinte bereits, er sei gestorben, da er ihm jedoch die eine Hand auf das Herz legte, merkte er, daß es noch schlug, er wiederholte daher seine liebevolle Frage.

„Lebe wohl, Vater!“ war die Antwort, die er jetzt erhielt, „ich gehe in den Himmel... ich kann nicht mehr sagen... Dort oben werden wir uns wiedersehen und eines Tages...“

„Ja, lebe wohl, mein lieber, unvergeßlicher Bruder; erinnere dich im Himmel deiner unglücklichen Heimat, erinnere dich auch meiner und sage dem Herrn, daß er mich bald zu sich nehme, wo ich dann das Glück finden werde, das mir auf dieser Welt versagt war. Der seligsten Jungfrau sodann und dem hl. Josef sage... sage...“ Doch hier versagte Friedrich die Stimme, sie wurde in Tränen erstickt.

„Weine nicht, mein Vater, freue dich vielmehr mit mir, da mir der Himmel, den du mir so oft beschrieben hast, so nahegerückt ist; sage meinen Eltern und meinem Bruder Pius, daß ich zufrieden sterbe...“

„Verzeihst du auch aus ganzem Herzen deinem Mörder Kefele?“

„Ja, Vater, ich verzeihe ihm und werde für ihn beten, damit Gott auch ihm die Gnade der Befehrung verleihe, ich werde...“ Der Sterbende machte noch einen letzten Versuch, den angefangenen Satz zu vollenden, doch brachte er es nicht mehr zustande, sein Auge war gebrochen.

(Fortsetzung folgt.)

Abreise in die Missionen.

Am 17. Mai schiffte sich auf dem österreichischen Lloyd in Triest der hochw. Vater Joh. Schumann F. S. C. aus der Diözese Köln ein, um sich nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Europa nun zum zweitenmale in sein geliebtes Afrika zu begeben. Sein engeres Arbeitsfeld wird die neu eröffnete Station Dilling unter den Nuba-

negern bilden. Ihn begleiteten die ehrwürdigen Brüder Karl Schmid aus der Diözese Augsburg und Anselm Friedel aus der Diözese Freiburg, die damit zum erstenmale den Boden Afrikas betreten. Möge ihr Wirken unter den unglücklichen Negern vom reichsten Segen des Himmels begleitet sein!

Verchiedenes.

Die Kultivierung der Sahara.

Ein wiederaufgenommenes Projekt der Franzosen.

Zu Beginn der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ist in Frankreich der Plan aufgetaucht, den vom südwestlichen Algerien durch das südliche Tunis bis zum Golfe von Gabes sich hinziehenden Teil der Saharawüste, die sogenannten Schotts, vom Mittelländischen Meere aus unter Wasser zu setzen.

Schotts werden die südlich des Atlasgebirges sich vorfindenden Salzsümpfe genannt, die die letzten Überreste eines großen, zusammenhängenden und vielverzweigten Binnensees sind, von welchen gegenwärtig eine Fläche von etwa 14.000 Quadratkilometern bis zu 25 Meter unter dem Wasserspiegel des Mittelländischen Meeres liegt.

Durch die Ausfüllung dieses mächtigen, ein Drittel der Fläche Böhmens, bezw. drei Viertel jener Niederösterreichs beinhaltenden Beckens mit Meerwasser, das heißt, durch die Wiederherstellung des ehemaligen Binnensees, wollten die Franzosen die klimatischen Verhältnisse der die Schotts umgebenden Wüstenteile verbessern, die Besiedlungs- und Bebauungsfähigkeit der letzteren erreichen und derart große, nach Zehntausenden von Quadratkilometern zu messende Strecken brachliegende Landes der Bodenkultur und damit dem Nationalvermögen zuführen. Man ist jedoch von diesem ungewöhnlichen, sehr bedeutenden und gewiß nicht sofort von der Hand zu weisenden Plane wieder abgekommen, da man die erwartenden Vorteile gegenüber den riesigen Kosten als zu gering gefunden hatte. Ja, man ging sogar zum Gegenteil des ursprünglichen Vorhabens über und begann, die Salzsümpfe zu entwässern, gewann aber nur

etwas mehr als 30 Quadratkilometer, das ist etwa ein Neuntel der Fläche Wiens, als kulturfähiges Land.

Nunmehr haben die Franzosen diesen alten Plan neuerdings hervorgeholt und wollen das zur Wiederherstellung des ehemaligen Binnensees notwendige Wasser aus dem Mittelländischen Meere durch einen 80 Kilometer langen Kanal zu den Schotts leiten. Dieser Entschluß der Franzosen läßt sich wohl einfach und kurz in Worte kleiden, viel schwieriger hingegen zur Ausführung bringen, wie dies aus den nachfolgenden Betrachtungen leicht zu entnehmen sein wird.

Um das Wasser beständig mit einer gewissen Geschwindigkeit fortbewegen zu können, muß seinem Gerinne ein Gefälle gegeben werden; das heißt, man muß die Sohle des Bettes und mit dieser den Wasserspiegel von der Ableitungsstelle des Wassers — im vorliegenden Falle vom Mittelländischen Meere — zur Zuleitungsstelle — hier den Schotts — allmählich sinken lassen. Je größer das Gefälle eines Gerinnes ist, desto größer ist — unter sonst gleichen Umständen — die Geschwindigkeit des fließenden Wassers, und je größer die Geschwindigkeit des fließenden Wassers wird, desto größer muß, bei gleicher Quersfläche des Rinnsales, der zeiteinheitliche Zufluß zur Zuleitungsstelle werden. Um aber ein Becken von dem riesenhaften Ausmaße der algerisch-tunesischen Salzsümpfe rasch zu füllen — das letztere ist wegen des zu erzielenden Zweckes notwendig — muß ein möglichst großer zeiteinheitlicher Zufluß angestrebt werden. Erwägt man aber, daß der größte Höhenunterschied zwischen den Schotts und dem Mittelländischen Meere bloß 25 Meter beträgt, von welchen doch mindestens

zwei Drittel als Füllungshöhe für den künftigen Inlandssee vorbehalten bleiben müssen, so entfallen für das Gefälle des 80 Kilometer langen Kanals bloß 8 Meter, das heißt für jeden Kilometer bloß 10 Zentimeter. Ein ähnliches Gefälle hat beispielsweise der den oberen und den unteren Bodensee verbindende Schlauch, in welchem der Wasserspiegel auf nicht ganz drei Kilometer Länge um 28 Zentimeter sinkt. In dieser Strecke erreicht die mittlere Geschwindigkeit des fließenden Wassers bei höheren Wasserständen den Betrag von einem Meter pro Sekunde. Wegen der ähnlichen Ableitungs- und Zuleitungsbedingungen und dem nahezu gleichen Gefälle im Verbindungsschlauche der beiden Bodenseebecken und im projektierten nordafrikanischen Kanale, kann man für den letzteren, ohne einen nennenswerten Fehler zu begehen, auf eine gleiche Geschwindigkeit des Wassers wie im Bodenseeschlauche schließen. Unter dieser Annahme würden demnach aus dem Mittelländischen Meere pro Sekunde und pro Quadratmeter des Kanalquerschnittes ein Kubikmeter oder zehn Hektoliter Wasser abfließen. Bei den Schotts käme aber nicht die gleiche Wassermenge an, da von derselben auf der 80 Kilometer langen Laufstrecke ein Teil verdunstet, der an Größe u. a. mit der Breite des Kanals, der Höhe der Temperatur und der Feuchteaufnahmefähigkeit der Luft zunimmt. Nun ist aber die Lufttemperatur südlich des Atlasgebirges sehr hoch, da dortselbst, namentlich zur Zeit der Glutwinde aus der Sahara, das Thermometer häufig mehr als 40 Grad Celsius anzeigt; auch ist die Luft in diesen Gebieten fast immer trocken, aus welchem Grunde es auch möglich war, daß der ehemalige Binnensee zu Schotts austrocknen konnte. Um sich eine Vorstellung von der Verdunstung in diesen Gebieten ma-

chen zu können, sei erwähnt, daß auf dem Atlantischen Ozean im nördlichen Passatgebiete von N. Lütgens die jährliche Verdunstungshöhe mit durchschnittlich 2250 Millimetern erhoben wurde, das heißt, daß im genannten Passatgebiete von jedem Quadratmeter Meeresfläche jährlich 2250 Liter Wasser verdunsten. Nun muß aber erwähnt werden, daß unter sonst gleichen Umständen von großen Wasserflächen (auf die Flächeneinheit bezogen) weniger verdunstet, als von einer kleinen. Die über große Wasserflächen streichenden Luftmassen sättigen sich nach und nach mit Feuchtigkeit und können nachher keinen weiteren Wasserdampf mehr aufnehmen, so daß die Verdunstung unterbunden wird. Die über kleinere Wasserflächen strömende Luft verläßt aber teils bald nach ihrer Sättigung mit Wasserdampf, teils noch früher die Wasserfläche und wird durch neu hinzustrebende trockenere Luft ersetzt, so daß hier der Verdunstungsprozeß beständig aufrechterhalten bleibt.

Für den projektierten Kanal und für die wassergefüllten Schotts muß deshalb mindestens das oberrühnte Verdunstungsmaß in Rechnung gestellt werden. Dies ist auch aus den Verdunstungsmessungen zu Kimberley im Innern Südafrikas zu entnehmen. Hier wurde von Alice Springs in einer Seehöhe von 1240 Metern — die absolute Verdunstung wird unter sonst gleichen Bedingungen mit der Seehöhe geringer — die mittlere jährliche Verdunstung mit 2466 Liter Wasser auf den Quadratmeter Wasserfläche ermittelt. Es wird demnach jedes Jahr, sowohl vom Kanalwasser als auch vom Binnensee eine Wassersäule von mindestens zwei Metern Höhe zur Verdunstung gebracht werden.

Nimmt man nun die Oberfläche des zu schaffenden Binnensees bloß mit 10.000, statt mit 14.000 Quadratkilometern an, so

wird durch die jährliche Verdunstung über dem See eine Menge von zweimal 10.000.000.000 Kubikmetern Wasser verloren gehen. Dieser Verlust von jährlich 20 Kubikkilometern Wasser, sowie jener, allerdings ungleich kleinere, der durch die Verdunstung im 80 Kilometer langen Kanal entsteht, muß natürlich in erster Linie aus dem Mittelländischen Meere entnommen werden und erfordert, da das Jahr 31,536.000 Sekunden hat, eine sekundliche Wasserführung des Kanals von rund 650 Kubikmetern, das sind 6500 Hektoliter Wasser. Diese Wassermenge ist ungefähr so groß wie jene, die in der Donau bei Wien bei Niedrigstwasser in der Sekunde vorüberfließt.

Um diese Wassermasse zu bewältigen, benötigte man bei der Annahme des eingangs berechneten Gefälles einen rund 4 Meter tiefen und etwa 160 Meter breiten Kanal.

Es fragt sich nunmehr, ob der projektierte Kanal nicht noch breiter gemacht werden sollte, da ja die Wassermasse, die durch den mit der obgenannten Breite und Tiefe ausgestatteten Schlauch fließt, bloß das zur Verdunstung auf dem wiederhergestellten Binnensee und nicht auch jenes zur Füllung der Schotts erforderliche Wasser vorstellt. Diese Frage muß verneint werden, eine Verbreiterung des Kanals wird nicht nötig sein. Vorerst wird sich nämlich das Wasser nicht über die ganze Fläche der Schotts, sondern nur über einen geringen Teil derselben ergießen. Deshalb wird anfangs auch viel weniger Wasser verdunsten als zufließt, so daß der Überschuß zur Füllung der Salz Sümpfe dienen wird. Mit zunehmender Füllung der Schotts wird naturgemäß auch mehr Wasser verdunsten. Beim Verdunsten wird aber Wärme gebunden, das heißt, es tritt eine Abkühlung ein. Je stärker aber die Abkühlung ist,

desto weniger Wasserdampf kann die Luft aufnehmen, und desto weniger wird also in der Folge von der Wasserfläche verdunsten können. Auf diese Art wird schon durch den ständig sich ausbreitenden Verdunstungsprozeß das relative Maß der Verdunstung zunehmend verringert. Weiters wird die verdunstete Feuchtigkeit durch die Winde gegen die die Schotts umgürtenden Höhenzüge geführt und an diesen emporsteigend sich wieder als Regen ausscheiden müssen. Sobald nämlich feuchte Luft emporsteigt, kühlt sie sich ab, kann infolgedessen immer weniger Feuchtigkeit behalten und muß den überschüssigen Wasserdampf ausscheiden, der Wolken bildet, die wieder zu Regenfällen führen. Dadurch fließt nun andererseits den Schotts durch die Gerinne wieder eine gewisse Menge des verdunsteten Wassers zurück, weshalb sie in diesem Stadium schon nicht mehr auf die bloße Wasserzufuhr des Kanals angewiesen sind, und dies um so weniger, je mehr die Ausfüllung der Salz Sümpfe fortschreitet.

Um nun diesen immerhin außerordentlichen Kanal zu erbauen, muß eine Erdbewegung von rund 15 bis 20 Millionen Kubikmetern bewältigt und hiefür ein Kapital von etwa 50 Millionen Kronen angewendet werden.

Es ist nunmehr zu erwägen, ob das zu verwendende Vermögen fruchtbringend angelegt wird.

Durch den 160 Meter breiten und mindestens 4 Meter tiefen Kanal erhält man einen Wasserweg von besonderer Güte, der das Mittelländische Meer mit dem äußersten Innern des Landes verbindet, auf dem sich Handel und Wandel fast mühelos und nahezu kostenlos vollziehen werden.

Der Binnensee wird eine ungeheure, vielverzweigte Verkehrsstraße bilden und wird die klimatischen Verhältnisse der an-

rainenden Gebiete nach und nach außerordentlich verbessern. Die sandigen Wüsten werden durch das zu erwartende feuchtwarme Klima in ein üppig vegetierendes Tropenland verwandelt werden, das sicherlich ein weit größeres Ausmaß als den dreifachen Flächenraum des Binnensees erreichen wird. Es wird somit jeder Qua-

dratkilometer neu gewonnenen Landes auf 1000 Kronen, das heißt, es werden je zehn Quadratmeter auf etwa 1 Heller zu stehen kommen. Der Export an Landesprodukten wird sich sicherlich ganz ungeahnt heben, wofür das Mutterland ein neues Besiedlungs- und ein neues Absatzgebiet für die eigenen Erzeugnisse findet.

Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften.

Robene zu Unserer Lieben Frau von Lourdes. Von Moriz Meßler, Priester der Gesellschaft Jesu. Neunte Auflage. Mit einem Titelbild. 12^o (VIII u. 226 S.) Freiburg 1914, Herder'sche Verlagshandlung. Mf. 1,60; K 1,92; geb. in Leinwand Mf. 2,20; K 2,64.

Wer nicht das Glück hat, das Weltheiligtum am Fuße der Pyrenäen selbst zu besuchen, kann mit Hilfe dieses Büchleins leicht im Geiste eine neuntägige Wallfahrt nach Lourdes unternehmen und tiefergehende Eindrücke empfangen. Der Verfasser ist ihm ein kundiger Führer, erbaut ihn durch leicht faßliche Belehrung, fromme Anregung und bietet auch genügenden Gebetsstoff. Die Tausende aber, die alljährlich wirklich nach Lourdes pilgern, haben in diesem Büchlein Andachtsübungen, wie sie für die weite Reise kaum angemessener gedacht werden können.

Seraphische Harfe für Mitglieder des Dritten Ordens. Von P. Rupertus Müller O. F. M. Zweite und dritte, verbesserte Auflage. 24^o (XX und 522 S.; 1 Bild.) Freiburg und Wien 1914, Herder'sche Verlagshandlung. In Leinwand Mf. 1,80; K 2,16; auch in feineren Einbänden.

Von der Kritik sehr wohlwollend aufgenommen, kann das Buch den Ordensmitgliedern aufs beste empfohlen werden. Es zeichnet sich besonders aus durch innigen Anschluß an den liturgischen Geist der Kirche, durch reichhaltige Gebete und Andachtsübungen für alle besonders Anlässe und durch eine große Anzahl echt kirchlicher und kirchlich kunstgerechter Lieder, die bei Ordensandachten und Feierlichkeiten gute Verwendung finden können. Auch Nichtmitglieder haben die Vorzüge desselben schätzen gelernt, weswegen es auch solchen empfohlen zu werden verdient.

Oremus! Kleines Messbuch zum Gebrauche beim öffentlichen und privaten Gottesdienste. Nach P. A. Schott O. S. B. bearbeitet von einem Benediktiner der Beuroner Kongregation. Mit einem Titelbild. Fünfte, verbesserte Auflage. 24^o (XXIV. u. 838 S.) Freiburg und Wien 1914, Herder'sche Verlagshandlung. In Leinwand Mf. 2,20; K 2,64; 25 Stück geb. je Mf. 1,90; K 2,25. Auch in feineren Einbänden erhältlich. Dieser Auszug aus der weitverbreiteten lateinisch-deutschen Ausgabe des römischen Missale von

P. Schott enthält die Messformulare für die Sonntage, die gebotenen Feiertage und die Feste erster und zweiter Klasse; ebenso sind die liturgischen Erklärungen mitaufgenommen. Die schönsten Hymnen, eine große Auswahl von Psalmen für die Vespere der Hauptfeste des Kirchenjahres, gute Privatgebete vervollständigen das Büchlein zu einem reichhaltigen und allseitigen Gebet- und Erbauungsbuche.

Die neue Auflage ist nach dem päpstlichen Dekret vom 1. November 1911 umgearbeitet und stellt demnach eine völlig neue Ausgabe dar. In der vorliegenden Form ist es das neueste u. vollständigste Messbuch für die Sonn- u. Feiertage des Kirchenjahres. **Der Schubengel.** Vollständiges Gebetbüchlein für Kinder. Von Wilhelm Färber. Fünfte, vermehrte Auflage. Mit einem Titelbild. 48^o (X u. 242 S.) Freiburg und Wien 1914, Herder'sche Verlagshandlung. Geb. 55 Pf.; 66 h und höher.

Der Verfasser erweist sich auch in diesem Gebetbüchlein für 10—12jährige Kinder als echter, der Fassungskraft der Kleinen entgegenkommender Kinderschriftsteller. Das zeigt sich in der Auswahl und im Ton, namentlich in den drei Messandachten, der durchaus praktischen Beichtandachten und den neu hinzugefügten Kommunionandachten. Nirgends verliert sich der Verfasser in Unwesentliches, sondern er bereitet dem betenden Kind nur das Beste und Nützlichste in rechter Form zu. Der kurze lateinische Anhang führt die Kleinen spielend in den Wortlaut der gewöhnlichsten liturgischen Texte ein.

Als weitere Neuerscheinungen aus dem Theaterverlage **Val. Höfling, München, Lämmerstraße 1**, empfehlen wir:

Die Soldatenbraut. Volksstück in fünf Aufzügen. Von Gebhard Treß. (Höflings Vereins- und Dilettantentheater Nr. 97) Preis Mf. 1,25; 12 Exemplare mit Aufführungsrecht Mf. 12,—.

Kneipp'sche Kuren. Volksstück mit Gesang in einem Vorspiel und zwei Akten nach Kneipp'schen Motiven. Von v. Konshitzky u. A. Wierer. (Höflings Vereins- und Dilettantentheater Nr. 98.) Preis Mf. 1,25; 12 Exemplare mit Aufführungsrecht Mf. 12,—.

Die Regiebearbeitung der einzelnen Nummern ist enthalten im „Regisseur von Volksbühnen“ einer Zeitschrift, die wir Leitern von Volksbühnen aufs wärmste empfehlen können.